

Statt »Glaube« sage ich Engagement. Es geht nicht um Vorstellungen, die ich übernehme, sondern um Werte, die ich lebe.

Abschied von einer himmlischen Welt. Ein anderes Gottesverständnis, ein neues Selbstverständnis.

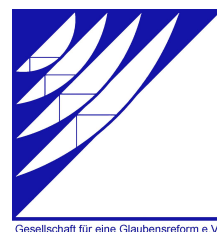
1. Es gibt keine doppelstöckige Welt.
2. Was „droben“ stattfindet, geschieht unten.
3. Das Wort „Gott“ neu denken
4. Der Weg der Mystik
5. Geist und Kosmos
6. Kann man zu diesem „Gott“ beten?
7. Und wie steht es um die Erlösung durch Jesus Christus?

Die Jahrestagungen der Gesellschaft verändern sich in ihrer Teilnehmerschaft. Natürlich gibt es keine Übereinstimmung in den Glaubensvorstellungen und deren Geschichte. Die Gesellschaft beansprucht auch kein Lehramt. Was ich heute vortrage, ist *meine* Position, und Sie, meine Damen und Herren, mögen daran Ihr eigenes Verständnis messen.

1. Es gibt keine doppelstöckige Welt.

Das allgemeine Glaubensbewusstsein prägt ein zweiteiliges Schema. Oben ist der Himmel mit Gott und den himmlischen Mächten. Unten leben die Menschen, abhängig vom Segen des Himmels, der als Ort Gottes das eigentliche Weltregiment ist. „Vater unser, der Du bist im Himmel“, beginnt das Gebet Jesu. Entsprechend heißt es Phil 3,20: „Unser Bürgerrecht aber ist im Himmel.“ Und der Verfasser des letzten Evangeliums lässt Jesus sagen: „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen. Wenn's nicht so wäre, hätte ich dann zu euch gesagt: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten?“ (Joh 14,2).

Trotz dieser Betonung des Himmels als endgültiger Heimat richten seit der Aufklärung gerade die lebendigsten Menschen ihr Misstrauen darauf: „Im Himmel werden wir uns über drei Dinge wundern“, sagte Voltaire. „Erstens: Menschen zu treffen, die wir dort nicht erwartet haben. Zweitens: Menschen nicht zu sehen, die wir dort erwartet hätten. Und drittens: uns selbst dort zu treffen.“ Nietzsche fragte: „Hat man bemerkt, dass im Himmel alle interessanten Menschen fehlen?“ Solche Bemerkungen unterstellen den Himmel einer Ironie, die das gesamte himmlische Drumherum einbezieht. Heinrich Heine verzichtete ganz darauf, als es ihm noch gut ging: „Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen“.



Insgesamt wird zu dieser Zeit die himmlische Staffage nicht mehr ernst genommen: „Weist nur die Menschen in den Himmel, wenn ihr sie um alles Irdische betrügen wollt“, sagte Seume. Und Ludwig Börne: „Für Menschen, denen die Erde nichts mehr bietet, ward der Himmel erfunden.“ Doch längst früher gab es auch die Sicht, den Himmel nicht als einen jenseitigen Raum zu verstehen, sondern metaphorisch zu deuten. Für die mystische Tradition ist das selbstverständlich, etwa wenn Angelus Silesius mahnt: „Halt an, wo läufst du hin? Der Himmel ist in dir. Suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für.“ Oder später Johann Gottlieb Fichte: „Das, was sie Himmel nennen, liegt nicht jenseits des Grabes; es ist schon hier um unsere Natur verbreitet, und sein Licht geht in jedem reinen Herzen auf.“

Die bisherige Glaubenswelt hat die irdische Existenz des Menschen abhängig von der himmlischen Welt über uns gedacht: regiert von einem Gott, der lenkt und schützt, straft und belohnt, und den ein himmlischer Hofstaat mit Engeln und Heiligen umgibt. Solange die evolutive und physikalische Gestalt der Welt noch nicht voll erkannt war, wurde diese himmlische Welt kaum bezweifelt. Viele Naturerscheinungen konnten sogar als Auswirkungen des göttlichen Weltregiments gedeutet werden. Erst die naturwissenschaftliche Erkundung der Welt deckte die Gesetzmäßigkeiten des Kosmos auf und schloss Korrekturen aus einer Übernatur aus. Himmlische Erscheinungen, Stigmata, Visionen und innere Stimmen, Traumgesichte, plötzliche Heilungen und was es an solchen Phänomenen mehr geben mag, unterliegen natürlichen Gegebenheiten, selbst wenn sie im Weltbild unserer Wissenschaften (noch) keinen Ort haben. In der Vergangenheit boten sich für alles Außerordentliche und Unerklärliche Eingriffe aus dem Jenseits an, doch haben inzwischen rationale Erklärungen das meiste verstehbar gemacht, so dass der Spielraum des vermeintlich Übernatürlichen immer mehr schrumpfte und schließlich dem Wunderglauben nur noch wenig Raum überlässt. Der Kosmos wird nicht von einer übernatürlichen Instanz regiert, sondern untersteht eigenen autonomen Gesetzen. Eine Kirchenleitung, die sich dennoch auf eine übernatürliche Welt beruft, die sich lediglich aus der Tradition eines vergangenen Weltbildes nachweist, widersetzt sich der evident gewordenen Autonomie des Kosmos.

Doch während sich das intellektuelle Umfeld immer kritischer von der christlichen Glaubenstradition absetzt und die Universitätstheologie Bibel und Dogma historisch-kritisch untersucht, verweilt die Mehrheit der Pfarrerschaft in pietistisch-konservativen Traditionen und hütet sich ängstlich, das studierte exegetische Wissen in Unterricht und Predigt umzusetzen. Bereits im 16. Jahrhundert bekam die Vorstellung einer zweigeteilten Welt einen ersten Riss. Von Kopernikus über Galilei und Kepler wuchs die Erkenntnis, dass die Natur nicht dogmatischen Vorstellungen unterliegt sondern eigenen Gesetzen folgt, die man berechnen und kontrollieren kann. Zwar blieben die Wissenschaftler des 17. Jahrhunderts noch gläubige Söhne ihrer Kirche, doch setzte bald ein Denken ein, dass dazu führte, Jenseitsvorstellungen gegen Fakten auszutauschen, deren Effizienz der Einsicht und Nachprüfbarkeit unterliegen. Was bis dahin „von oben“ erwartet wurde, rückte in die eigene Verantwortung. Nachdem die Natur des Blitzes erkannt und der Blitzableiter erfunden worden war, verlor das Anzünden geweihter Kerzen seinen Sinn, und die Bittprozessionen zum Gedeihen der Feldfrüchte unterlagen dem Zweifel angesichts des

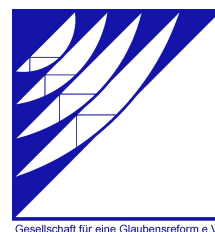
Kunstdüngers, dessen Effizienz kontrollierbar wurde. Während die himmlische Oberwelt stets zur Verstärkung eigener feudaler Interessen und zur Korrektur der Geschichte in Anspruch genommen wurde, verflüchtigten sich die Spuren jenseitiger Wirksamkeit immer mehr und erscheinen heute selbst wachen Kindern nicht mehr plausibel.

Wohin aber kommen wir, wenn wir die Gottesvorstellung und Gottesrede von ihren mittelalterlichen Ideen und Bildern lösen? Beglaubigt sich die himmlische Welt nicht durch Offenbarungen in Bibel und Glaubensgeschichte? Und ist mit dieser Übernatur nicht der kirchliche Bereich in allem verknüpft, was Glaubenslehre und Gottesdienste bekunden? Die Kirche selbst vermittelt doch zwischen Himmel und Erde: Mit ihren Sakramenten spendet sie göttliches Leben, vergibt Sünden und schenkt Versöhnung mit Gott. Ihrer Segensmacht und Fürbitte vertrauen sich Menschen in allen Drangsalen ihres Lebens an. Die himmlischen Instanzen, welche die Liturgie bezeugt, helfen wenn eigene Lösungswege versagen: Vorab findet die Gottesmutter Maria dieses Vertrauen, daneben die Heiligen sowie das Heer der himmlischen Spezialhelfer für alle nur denkbaren Krankheiten und Sonderfälle. Wallfahrtsorte allüberall bezeugen erfahrene übernatürliche Hilfe und zumal die Marienerscheinungen der letzten zweihundert Jahre beglaubigen den göttlichen Bereich.

Ist es so wirklich?

2. Was „droben“ stattfindet, geschieht unten.

Für den modern denkenden Zeitgenossen gibt es keine zweigeteilte Welt mehr. Was von „droben“ verlautet, kommt nicht von „oben“, sondern entsteht „unten“. Visionäre Erfahrungen – etwa Ereignisse, die als Offenbarung in Anspruch genommen werden –, spielen sich nicht in der äußeren Realität ab, sondern im Innern eines Menschen. Was immer aus jenseitigen Dimensionen erscheint und von Menschen mit unbezweifelnder Wachheit erlebt wird – ist dennoch keine Botschaft aus dem Jenseits sondern eine Sprache des Unbewussten, ohne dass sich der wahrnehmende Mensch der Natur seiner Erfahrung bewusst sein muss. Es ist verständlich, dass sich vor Sigmund Freud und C. G. Jung Menschen über die Natur ihrer Visionen nicht klar sein konnten. „Ich kenne einen Diener Christi“, sagt Paulus von sich, „der vor vierzehn Jahren bis in den dritten Himmel entrückt wurde; ob es mit dem Leib oder ohne den Leib geschah, weiß ich nicht, nur Gott weiß es. Und ich weiß, dass dieser Mensch in das Paradies entrückt wurde; ob es mit dem Leib oder ohne den Leib geschah, weiß ich nicht, nur Gott weiß es. Er hörte unsagbare Worte, die ein Mensch nicht aussprechen kann“ (2 Kor 12,2; vgl. Gal 4,12b-15; 2 Kor 12,1-4; 12,7-12). Doch eine ähnliche Erfahrung machte C. G. Jung, als er im Verlauf einer Krankheit eine Vision erlebte: „Ich hätte nie gedacht, dass man so etwas erleben könnte, dass eine immerwährende Seligkeit überhaupt möglich sei. Die Visionen und Erlebnisse waren vollkommen real; nichts war anempfunden, sondern alles war von letzter Objektivität.“



Für antike Menschen lag es nahe, visionäre Erfahrungen als eine Stimme aus der Transzendenz zu verstehen. Die Frage nach Pathologie oder Psychopathologie wurde, wie Schalom Ben-Chorin bemerkt, nicht gestellt. „Am Realgehalt solcher Erlebnisse zweifelte in der Zeit, um die es hier geht, niemand ... Erschien nun ein echter Ekstatiker wie Paulus, der offenbar ohne jede Vorbereitung, überwältigt von einem Erlebnis mit der Ewigkeit, in den Kreis von Menschen trat, die von einem Kontakthunger gegenüber der Transzendenz erfüllt waren, so wurde er nicht nur ernst genommen, sondern musste schon durch sein Erlebnis suggestiv wirken.“ Doch alles, was die Vergangenheit dem „Himmel“ zugeschrieben hat, versteht die Gegenwart als eine Produktion von unten. Auch verbindet die heutige Psychologie solche Erfahrungen oft mit Epilepsieanfällen. Schon der byzantinische Chronist Theophanes (um 750-818) berichtete, Mohammed habe unter Epilepsieanfällen gelitten. Islamische Quellen leugnen den Vorfall nicht, deuten ihn aber nicht als Symptom einer Erkrankung, sondern als Begleiterscheinung himmlischer Offenbarungen.

Der berühmteste Epileptiker des 19. Jahrhunderts war Fjodor Dostojewski. Er schrieb, dass epileptische Anfälle sehr inspirierend sein könnten. Die Anfälle seien von „erhabener emotionaler Subjektivität, in der die Zeit stillsteht“. Als in einer Osternacht ein Freund Dostojewski in seinem sibirischen Exil besuchte, beschrieb ihm Dostojewski eine prophetische Vision, die er im Rahmen eines epileptischen Anfalls hatte, mit folgenden Worten: „Die Luft war von großem Lärm erfüllt, ich versuchte vergeblich, mich zu bewegen. Ich fühlte, als ob der Himmel über die Erde fällt und mich dabei vereinnahmt. Ich habe Gott wirklich berührt. Er war in mir, ja, Gott existiert, ich habe geweint. Ihr, gesunde Menschen, habt alle keine Ahnung, welche Freude wir Epileptiker eine Sekunde vor dem Anfall empfinden. Mahomet sagte in seinem Koran, er habe das Paradies gesehen und kam dort hinein. All diese dummen, klugen Männer waren sich sicher, dass er ein Lügner und Scharlatan war. Aber nein, er war wirklich im Paradies während eines Epilepsieanfalls. Er war ein Opfer dieser Krankheit wie ich. Ich weiß nicht, ob diese Freude wenige Sekunden, Stunden oder Monate andauert, aber glaub mir, ich würde sie gegen alle Freuden dieser Welt nicht austauschen!“ – Zu Mohammeds Offenbarungen meinte Dostojewski: „Vermutlich war es eines dieser Momente, in denen der epileptische Mahomet sagte, er habe die Wohnstätte Allahs binnen kürzester Zeit besucht.“

Die Welt ist mit ähnlichen Erfahrungen reichlich angefüllt. Auch wenn diese aus der Psyche des Menschen zu verstehen sind, sind sie damit nicht entwertet, aber auch noch nicht verstanden, sowenig Menschen sich selbst wirklich verstehen. Insgesamt halten die Religionen der Welt ein Erfahrungsmaterial „jenseitiger“ Erscheinungen bereit, das in seiner Eindrücklichkeit die himmlische Welt auch weiterhin ausbaut, wobei sich im Katholizismus seit 1834 insbesondere die Marienerscheinungen aufdrängen und nach Erklärungen verlangen. So entschieden die wissenschaftliche Welt sich dem Urteil von Ernst Troeltsch unterstellt, dass das neuzeitliche Denken keine Fakten kennt, „die zwar in der Geschichte stehen, aber nicht aus der Geschichte stammen“, so wenig berührt dies einen Volksglauben, der Anwesenheit und Schutz des Himmels nicht missen will.

Diese doppelstöckige Welt, die sich in Oben und Unten, Diesseits und Jenseits, Zeit und Ewigkeit teilt, bestimmt das Grundmuster der tradierten Religionen wie des christlichen

Glaubens. Die Spaltung der Wirklichkeit in diese Dualität bekundet sich im Zeugnis der Heiligen Schrift wie im Dogma der Kirche: Der Ort Gottes ist der Himmel, aber er selbst hat sich entäußert und ist in seinem Sohn Jesus, dem Christus, Mensch geworden. Aus seiner himmlischen Herrlichkeit stieg er in die Niedrigkeit dieser Welt hinab, um den Menschen – außer der Sünde – in allem gleich zu werden. Durch seinen Tod hat er die verlorene Menschheit wieder mit Gott versöhnt. Diesen Gehorsam bis zum Tod am Kreuze beglaubigte Gott durch die Auferweckung Jesu von den Toten. Doch bevor er in den Himmel zurückkehrte, hat er noch die Kirche gegründet mit der Vollmacht zu binden und lösen und – zumindest nach orthodoxer und katholischer Interpretation – als eine heilige Hierarchie, die auf Erden Gottes Weisungen verbindlich auslegt. In den Himmel zu kommen ist das eigentliche Ziel des Lebens.

Alle, die sich zu diesem Glauben bekennen, befinden sich in guter Gesellschaft: Die Bibel insgesamt, Erstes wie Zweites Testament, die frühe Kirche, die Kirchenväter, die Scholastik, die Reformatoren, alle Konzilien, die bis zum Tag gelebte und gebetete Liturgie, die gesamte Dogmatik, deren Vermittlung in Katechismen, Religionsbüchern und Lehrplänen ... was immer theologisch und katechetisch Gott und das menschliche Dasein beschreibt, geht von einer der irdischen Welt übergeordneten himmlischen Welt aus. Von den Tempeln Mesopotamiens und den Pyramiden Ägyptens bis zu den Gottesdiensten der heutigen Kirchentage hat die Menschheit insgesamt eine Parallelwelt vor Augen, – und es scheint so zu sein, dass diese jenseitige Welt auch einem tiefen inneren Bedürfnis entspricht.

Dennoch ist nicht zu übersehen, dass der „Gott-in-der-Höhe“ und seine himmlische Welt seit einem halben Jahrtausend die mittelalterliche Selbstverständlichkeit immer mehr einbüßt. Die ununterbrochene Kette wissenschaftlicher Entdeckungen hat die himmlische Parallelwelt immer stärker eingegrenzt und zu einer ungeheuren Belastung des bisherigen Gottesglaubens geführt. Im geozentrischen Weltverständnis betreute Gott gewissermaßen noch als Hausgott diese Erde, doch seitdem heute ein schwindelerregender Kosmos die Erde immer kleiner und verlorener erscheinen lässt – in milliardenfachen Galaxien, getrennt durch Milliarden Lichtjahre gähnender Leere – will der vertraute „Herrgott“ dazu nicht mehr passen.

Man sah nicht – und will es selbst heute nicht sehen – dass mit dem Untergang der Parallelen Welt auch der dazu gehörige Gott verschwindet, weil zentrale Anschauungen, die man früher mit seinem Regiment verband, durch historisch-kritische und hermeneutische Lesarten ihren übernatürlichen Charakter verloren. Zugleich hat damit für viele Menschen der religiöse Bereich die Berechtigung verwirkt, Gott als einen jenseitigen Lenker dieser Welt zu sehen.

3. Das Wort „Gott“ neu denken

Dietrich Bonhoeffer hatte davon gesprochen, es gehöre zur intellektuellen Redlichkeit, Gott als „Arbeitshypothese“ fallen zu lassen, bzw. so weitgehend wie möglich auszuschalten.

Dies geschieht in einem evolutionären Weltbild. Gott hat darin keinen Platz. Hätte er diesen, würde er dingfest gemacht, aber da Gott nicht dingfest zu machen ist, hebt sich ein derartiges Denken aus sich selbst gleich wieder auf. Wenn Bonhoeffer bereits zu seiner Zeit die Entwicklung des evolutiven Denkens hätte verfolgen können, wie in den Jahrzehnten danach, wäre für ihn der Verzicht auf die „Arbeitshypothese Gott“ noch zwingender gewesen. Mit diesem Verzicht aber entfallen die ständigen „Eingriffe“ Gottes in die Geschichte, von denen Theologie und Glaube stets zu wissen meinen. Er dispensiert eine Vorsehung, deren Unzuverlässigkeit stets der Erklärung und Entschuldigung bedarf, und es gibt in der Folge – jedenfalls in dieser Hinsicht – auch kein Theodizeeproblem mehr. Entsprechend kann von Gebets„erhörungen“ nicht länger die Rede sein. Im Rahmen der gängigen Glaubensstradition mag man aus meiner Rede Atheismus herauslesen, aber dieser „Atheismus“ erwächst einer Sensibilität, die sich jeder Vergegenständlichung Gottes enthält. Gott ist nicht mit dem identisch, was erforscht werden kann und gibt zur ursächlichen Erklärung des sonst Unbekannten nichts her. Das Wort „Gott“ bezeichnet keinen Begriff zur Erklärung bestimmter Vorgänge in der Welt; Gott hat auch mit Erdbeben, Überschwemmungen, Seuchen, Krankheiten, Unfällen und dem Wettergeschehen nichts zu tun. „Gott“ steht vielmehr für eine ganz bestimmte Art, die Welt zu verstehen. Werden aber Fragen rationaler Welterklärung in die Symbolsprache des Mythos einbezogen, gerät die Theologie aus dem Lot und Gott und die Welt werden missverstanden. Darum ist das Wort „Gott“ in den Sachbereichen der Wissenschaften systemfremd und störend. Alles Reden von Gott deutet das menschliche Leben: Religion ist Hermeneutik, das heißt Auslegung des menschlichen Daseins; zur empirischen Erklärung der Weltwirklichkeit trägt sie nichts bei.

Gott ist daher keine Kategorie des Erkennens, sondern „nur“ ein Wort, eine Chiffre, mit deren Hilfe der Mensch sein eigenes Dasein als in sich berechtigt zu deuten versucht. Genauer: Das Wort Gott dient nicht dem Erfassen der Wirklichkeit, sondern der Interpretation der menschlichen Existenz im Angesicht der Wirklichkeit. Die alles entscheidende Frage heißt, welche Wahrheit und welche Wirklichkeit in dem Symbol Gott enthalten sein kann.

Gibt es Gründe, religiös zu sein, so unterstehen sie keinen wissenschaftlichen Erkenntnissen oder Beweisführungen. Da sie allein im Menschen liegen, müssen sie auch von ihm her entwickelt werden. Als Beispiel können die Zehn-Gebote dienen, die eine lange Vorgeschichte haben. Sie wurden von Menschen erarbeitet, die überzeugt waren, dass es der „Wille Gottes“ sei, das Lebensrecht eines jeden Menschen zu sichern. Nicht minder verkündeten die Propheten als „Wort Gottes“, was sie als absolut bindend verstanden. Im Grunde verfährt die Kirche auch heute so, bisweilen ohne sich zu fragen, ob der beanspruchte Wille Gottes nur die eigenen Interessen kaschiert. Religion ist keine Lehre von Gott, keine Welterklärung aus göttlicher Perspektive, sondern der Versuch, sich als Mensch zu verstehen und sich vor dem Absoluten selbst zu bestimmen.

Wenn nun die Religionen die Wirklichkeit nicht ausmessen können, so können es die Naturwissenschaften auch nicht. Wissenschaften erklären den Kosmos aus Ursachen, dagegen besteht die Aufgabe der Religion darin, die Bedeutung der Welt für den Menschen zu beschreiben, allerdings nicht unabhängig von dem, was wissenschaftlich

erkennbar wird. Das „Göttliche“ artikuliert letztlich den Sinn, in dem die Welt für den Menschen inneren Zusammenhang und Bedeutung erhält. „Gott“ verstehen wir nur insofern, als wir uns selbst in der von uns begriffenen Welt verstehen – in steter Offenheit für das Nicht-Verfügbare.

5. Geist und Kosmos

Einen neuen Versuch, die evolutionäre Weltsicht zu erklären, hat der amerikanische Philosoph Thomas Nagel mit seinem Buch „Geist und Kosmos. Warum die materialistische Konzeption der Natur so gut wie sicher falsch ist“ verfolgt. Er meint, was die Existenz von Lebewesen wie uns Menschen erklärt, muss auch die Existenz des Geistes erklären. Wenn der Geist ein Produkt der biologischen Evolution ist, Organismen mit geistigem Leben also ein wesentlicher Bestandteil der Natur sind, dann kann auch die Biologie keine rein physikalische Wissenschaft sein, sondern muss erklären können, wie der Geist und alles, was mit ihm einhergeht, dem Universum inhärent ist. Das lässt Thomas Nagel zweifeln, „ob der Materialismus überhaupt eine angemessene Darstellung von der physikalischen Welt geben kann“. Er hält Geist nicht für einen evolutionären Zufall, sondern für einen grundlegenden Aspekt der Natur. Als Atheist verzichtet er darauf, den Geist als Ausdruck göttlicher Intention zu verstehen, sondern sieht ihn säkular als fundamentales Prinzip der Natur selbst.

Darum gehören für Thomas Nagel alle Elemente des Geistes zur natürlichen Welt, ohne einen transzendenten individuellen Geist zu implizieren, geschweige denn ein vollkommenes Wesen. Für das Auftreten von lebendigen Organismen bis zur Entstehung von Bewusstsein, Wahrnehmung und der Ausbildung von Überzeugungen und Intentionen gibt es eine natürliche Erklärung. Die Möglichkeiten dazu waren dem Universum inhärent, lange bevor es Leben gab; sie waren auch dem ersten Leben inhärent, lange bevor sich die Tiere entwickelten. Für die Realisierung dieser Möglichkeiten hält Nagel angesichts der Naturgesetze und der Zusammensetzung des Universums eine erhebliche Wahrscheinlichkeit für gegeben. Das „würde Geist und Vernunft als grundlegende Aspekte einer nichtmaterialistischen Naturordnung erkennbar machen“.

Konsequenz dieser Einsicht ist es, den Materialismus hinter uns zu lassen. Thomas Nagel hält alles, was existiert, sei es lebendig oder nicht, für eine Wirklichkeit, die von den physikalischen Wissenschaften nicht angemessen beschrieben werden kann.

„Dass ich eine immanente, natürliche Erklärung bevorzuge, kommt mit meinem Atheismus zur Deckung. Doch sogar ein Atheist, der glaubt, dass Gott letztlich für das Auftreten bewussten Lebens verantwortlich ist, könnte der Ansicht sein, dass dies als Teil einer Naturordnung geschieht, die zwar von Gott geschaffen ist, aber keines weiteren göttlichen Eingreifens bedarf. Ein Test, der nicht auf den Dualismus in der Philosophie des Geistes verpflichtet ist, könnte annehmen, dass die in der Natur vorhandene Möglichkeit zu bewussten Organismen bereits der Beschaffenheit der Elemente innewohnt ...“

Dass der Autor keinen der Natur gegenüberstehenden Gott kennt, macht ihn für religiöses Denken nicht uninteressant. Er hat den herrschenden Naturwissenschaften Grenzen aufgezeigt und damit den Möglichkeiten des Geistes ihre derb-materialistische Prägung genommen. „Eine angemessene Konzeption des Kosmos muss mit ihren Mitteln erklären können, wie es zur Entstehung von Wesen führen konnte, die fähig sind, erfolgreich darüber nachzudenken, was gut und schlecht, richtig und falsch ist, und die moralische und evaluative Wahrheiten entdecken können, die nicht von ihren eigenen Überzeugungen abhängen.“

Inzwischen melden sich viele weitere Wissenschaftler, die den Lebensatem, die Vernunft und den in Menschen sich bewusst werdenden Geist bereits mit der Materie verbunden sehen. Aus Sternenstaub ist in einem Milliarden von Jahren andauerndem Prozess der Vernetzung eine immer höhere Ordnung entstanden, in der schließlich der Mensch sich seiner selbst und des Kosmos, der ihn hervorgebracht hat, bewusst wurde. Darum lässt sich nicht gültig von „toter Materie“ sprechen, weil bereits ein Stein aus einem Atomkern mit Protonen und Neutronen besteht, um den sich Elektronen bewegen, deren Substanz so gering ist, dass man letztlich nicht einmal weiß, ob es sich dabei um Teilchen oder eine Energiewelle handelt. Schon Teilhard de Chardin schrieb: „Konkret gibt es nicht Materie und Geist: vielmehr existiert nur die Geist werdende Materie. Es gibt auf der Welt weder Geist noch Materie: der ‚Stoff des Universums‘ ist Geist-Materie. Keine andere Substanz als diese vermochte das menschliche Molekül zu ergeben.“ Später resümierte Teilhard: „Der Geist geht (in einem pan-kosmischen Prozess) aus der Materie hervor. *Materia Matrix.*“

Während Jacques Monod dem „Zufall“ eine bestimmende Funktion einräumte, schrieb der belgische Biochemiker und Nobelpreisträger *Christian de Duve* (1917-2013): „Auf Monod's berühmten Satz: ‚Das Universum trug weder das Leben, noch trug die Biosphäre den Menschen in sich, antworte ich: ‚Du irrst. Sie taten es sehr wohl.‘“ Und erläutert, dass für ihn Leben und Geist keine exotischen Unfälle sind, sondern „natürliche Erscheinungsformen der Materie, die der Struktur des Universums innewohnen. Für mich ist dieses Universum kein ‚kosmischer Gag‘, sondern ein bedeutungstragendes Gebilde, das so beschaffen ist, dass es Leben und Geist hervorbringt: es muss zwangsläufig denkende Wesen entstehen lassen, die Wahrheit erkennen, Schönheit schätzen, Liebe empfinden, sich nach dem Guten sehnen, das Böse verachten und Geheimnisse erleben. Ich erwähne Gott nicht ausdrücklich, weil dieser Begriff mit vielfältigen Interpretationen besetzt ist, die mit verschiedenen Arten zu glauben zusammenhängen.“¹

Weil sich der traditionelle Theologe dieser Linie gerne vorschnell anschließt und ein solches teleologisches Weltbild allzu gerne mit einem persönlichen Schöpfergott verbindet, mahnt Vito Mancuso (geb. 1962), Professor für zeitgenössische Theologie an der Universität San Raffaele in Mailand: „Wenn wir natürlich davon ausgehen, dass an der Spitze dieses Organismus, der sich bewegt auf Kosten der Schwachen und Unschuldigen,

¹ Der aktuelle Stand der Diskussion zeigt: Man ist heutzutage weit darüber hinaus, an einzelnen Aspekten der Entstehung des Lebens zu forschen. In Reichweite ist, bei allen offenen Fragen die noch bleiben, ein konsistentes Gesamtbild der chemischen Entstehung des Lebens auf der frühen Erde. Und das was wir von dem Bild schon erkennen, ist weit davon entfernt, nach einem bizarren kosmischen Zufall auszusehen. Im Gegenteil, all diese Komponenten und Bedingungen sind auf erdähnlichen Planeten quer durchs Universum zu erwarten. Leben, so scheint es, ist tatsächlich eine Art kosmische chemische Notwendigkeit. (<https://scilogs.spektrum.de/fischblog/blogewitter-warum-es-ausserirdisches-leben-gibt/>)

ein persönlicher Gott steht, der alles entscheidet, der beschließt, wer leben und wer sterben wird, dann wird die Welt als solche moralisch inakzeptabel. Dann ist nur zu verständlich, weshalb manche Menschen den Zufall einem willkürlichen und blutdürstigen Gott vorziehen ... Nimmt man hingegen eine innere, unpersönliche Logik der Welt an, die vorwärts strebt, ohne sich um Einzelschicksale zu kümmern ..., dann kann das Gewissen, zumindest das meine, die Welt in ihrer Logik akzeptieren. Einer Logik, die unpersönlich, ja blind sein mag, doch als positives Ziel das Leben hat, das Leben des Einzelnen.“

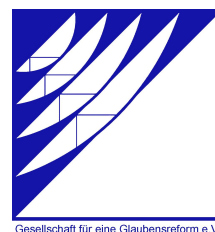
Im übrigen sollte unser Denken, solange und soweit es auf eigenen Wegen zurecht kommt, darauf verzichten, Gott in die Erklärung der Evolutionsgeschichte einzubeziehen.

4. Der Weg der Mystik

An dieser Stelle ist die Mystik zu bedenken; sie geht der modernen Kritik an der zweigeteilten Welt voraus. Meister Eckhart versteht das Verhältnis von Gott und Mensch nicht so, dass die Seele eine Sache wäre und Gott eine andere und beide kämen dann zusammen. Er betont vielmehr, "wie ich schon öfters gesagt habe, dass etwas in der Seele ist, das Gott so verwandt ist, dass es eins ist und nicht vereint." Er kann auch sagen, Gott sei der Seele näher als diese sich selber ist, und in der Folge dieses Gedankenganges kommt er zu der beschwingten Metapher vom Wein im Keller für den göttlichen Grund des Menschen: Alles kommt darauf an, dass der Mensch in den Keller hinabsteigt, das heißt im Vollzug seines Lebens einholt, was in ihm selbst angelegt ist. Der zu solcher Erfahrung angeleitete Mensch glaubt nicht, weil andere ihn unterrichtlich in eine Glaubenslehre eingeführt haben, sondern weil ihm Wege erschlossen sind, die Bekenntnis und Formel übersteigen und etwas zugänglich machen, was jenseits des Sagbaren liegt.

In der Gegenwart finden sich diese Gedankengänge bei den Vätern der modernen Physik, die mit der Entwicklung der Quantenphysik den Dualismus von Geist und Materie überschritten. Sie ließen die ausschließliche Gültigkeit der klassischen Physik hinter sich, deren Wirklichkeit Realität ist, nach der sich die Welt determiniert darstellt. „Man lehrte die Generation, zu der Einstein, Bohr und ich gehören, dass eine objektive physikalische Welt existiert, die sich nach unveränderlichen Gesetzen entfaltet, die von uns unabhängig sind“, schrieb Max Born (1882-1970) und setzte dagegen: „Wir können den Beobachter einer physikalischen Erscheinung nicht mit dem Publikum bei einer Theateraufführung vergleichen, sondern eher mit dem bei einem Fußballspiel, wo der Akt des Zusehens, der von Applaus oder Pfeifen begleitet wird, einen ausgeprägten Einfluss auf die Schnelligkeit und Konzentration der Spieler und damit auf den beobachteten Vorgang hat ... Es gibt also keine objektiv existierende Situation, wie man sie in der klassischen Physik angenommen hatte.“

Hier erfolgt eine Umkehrung der Rangordnung. Während es bisher immer hieß, dass Materie Materie bleibe und deshalb so verlässlich sei, lautet nun die neue Erkenntnis: „Materie gibt es im Grunde gar nicht.“ Hans-Peter Dürr (1929-2014) nennt die



ursprünglichen Elemente der Quantenphysik „Beziehungen der Formstruktur“, die nicht Materie sind:

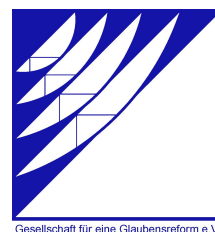
„Wenn diese Nicht-Materie gewissermaßen gerinnt, zu Schlacke wird, dann wird daraus etwas ‚Materielles‘. Oder noch etwas riskanter ausgedrückt: Im Grunde gibt es nur Geist. Aber dieser Geist ‚verkalkt‘ und wird, wenn er verkalkt, Materie. Und wir nehmen in unserer klassischen Vorstellung den Kalk, weil er ‚greifbar‘ ist, ernster als das, was vorher da war, das Noch-nicht-Verkalkte, das geistig Lebendige.“

Das ist der revolutionäre Anfang der modernen Physik und bedeutet für manche Physiker sogar eine Offenheit zur Transzendenz hin, die Hans-Peter Dürr „Hintergrund“ nennt. Die Sinnhaftigkeit des Lebens steckt für ihn „in dem System als Ganzem von Anfang an: Die Sinnhaftigkeit ergibt sich aus der Beziehung des Einzelnen, des nur konstruiert Abgetrennten, in Bezug auf den Hintergrund. In der Erfahrung dieser Beziehung begegnen wir dem Religiösen.“

Als im Frühsommer des Jahres 1952 Werner Heisenberg in einem Gespräch von Wolfgang Pauli gefragt wurde: „Glaubst du an einen persönlichen Gott?“, antwortete Heisenberg: „Darf ich die Frage anders formulieren? Dann würde sie lauten: Kannst du oder kann man der zentralen Ordnung der Dinge oder des Geschehens, an der ja nicht zu zweifeln ist, so unmittelbar gegenüber treten, mit ihr so unmittelbar in Verbindung treten, wie dies bei der Seele eines anderen Menschen möglich ist? Ich verwende hier ausdrücklich das so schwer deutbare Wort ‚Seele‘, um nicht missverstanden zu werden. Wenn du so fragst, würde ich mit Ja antworten.“

Das Wort Gott wird hier vermieden, weil es im physikalischen System sachfremd ist und Physiker darüber keine Aussage machen können, doch finden wir die gleiche Behutsamkeit auch in den Traditionen der Mystik. Meister Eckhart erklärte, Gott sei „nichts“: „Wenn er nun weder Güte noch Sein noch Wahrheit noch Eins ist, was ist er dann? Er ist gar nichts, er ist weder dies noch das.“ Der Freiburger Religionsphilosoph Bernhard Welte (1906-1983) kommentierte: „Wenn alle Namen und Begriffe verschwinden, verschwindet mit ihnen alle Objektivität, das heißt alles Vor-sich-Hinstellen von etwas als etwas ... Wo aber Begriffe und Namen schwinden, da schwindet folgerichtig auch alle Eigenschaft, das heißt alles Bestehen des Menschen auf seinem eigenen Selbst ..., er verlässt und vergisst sich selbst in die namenlose Unendlichkeit hinein, er wird so dem Nichts gleich und eben dadurch Gott gleich.“ Entsprechend sagen jene, die meditativ eine durchbrechende Erfahrung gemacht haben: „Einen außerweltlichen Gott, der quasi über der Welt und allem ‚schwebt‘, hat es nie gegeben.“ Die Mystik kannte zu keiner Zeit eine zweigeteilte Welt.

„Gott“ ist weder Gegenüber noch Abgrenzung, sondern der „leere“ Grund, aus dem alles fließt. Meditierende aller Zeiten sprechen von diesem EINEN, vom Namenlosen, Brahman, Tao, Nirvana, göttlichem Geist ..., so sehr auch mit jedem Begriff kulturelle Eigenheiten verbunden sind. Doch wie auch immer die Begriffe lauten und wechseln, in allem geht es um den Schoß der Wirklichkeit oder – wie Hans-Peter Dürr sagt – um den „Hintergrund“.



6. Kann man zu diesem „Gott“ beten?

Wenn nun auch die säkulare Gesellschaft das dogmatische Zubehör einer mittelalterlichen Kirche in vielfacher Hinsicht hinter sich gelassen hat und das apostolische Glaubensbekenntnis als mythische Redeform erkennt, so bleibt die Kirche in ihrer Gebetssprache und in den Liedern ihrer Gesangbücher doch in das bisherige theistische Weltbild eingebunden. Es sieht nicht so aus, als ließe sich hier – evangelisch wie katholisch – in absehbarer Zeit eine neue Sprache gewinnen. Da die Sprache vergangener Menschen und Zeiten nicht die eigene Sprache ist, können deren Vorstellungen und Gebete auch nicht die eigenen sein. Dasselbe gilt für die Lieder. Was die Kirchengesangbücher anbieten, steht in einem spannungsreichen Verhältnis zur Gegenwartskultur. „Der heutige Sänger alter Lieder spielt eine Rolle und trägt ein Kostüm, er mag es wissen oder nicht ...“, meint der Germanist Hermann Kurzke, aber wenn eine fremd gewordene Sprache zur Beteiligungslosigkeit führt, ist eine Grenze überschritten. Darum ist bei Kurzke ebenfalls zu lesen: „Tradieren heißt nicht bewahren, sondern von Generation zu Generation anpassen, reparieren, weiterentwickeln, erneuern, anbauen, abreißen, umbauen, altes Fachwerk freilegen oder altes Fachwerk verputzen – alles auf dem selben Grundstück am selben Haus.“

Doch notwendig müssen wir bei diesem Thema noch weiter zurücktreten, um Max Horkheimers Gedanken aufzunehmen, „dass die letzten Hoffnungen auf eine übermenschliche Instanz kein Ziel erreichen und dass die Nacht, die kein menschliches Licht erhellt, auch von keinem göttlichen durchdrungen wird, ungeheuerlich“ sei. Der Gott der menschlichen Sehnsucht ist der personal gedachte Gott, der um Gunst und Hilfe angerufen werden kann, wann immer die Not dazu drängt. Wahrscheinlich werden ihre Gebete nie aufhören. Dazu meinte Horkheimer: „Wenn die Gerechtigkeit und Güte Gottes nicht als Dogmen, nicht als absolute Wahrheit vermittelt werden, sondern als die Sehnsucht derer, die zu wahrer Trauer fähig sind, eben weil die Lehren nicht bewiesen werden können und der Zweifel ihnen zugehört, lässt sich theologische Gesinnung, zumindest ihre Basis, in adäquater Form erhalten ... Den Zweifel in die Religion einzubeziehen, ist ein Moment ihrer Rettung.“

In der biblischen Tradition richtet sich das Bittgebet ausschließlich an Gott. Die katholische Tradition bezieht Fürsprecher ein, Heilige aus vielen Zeiten und Völkern und vor allem Maria, von der gesungen wird: „Nein, oh Mutter, weit und breit, schallt's durch deiner Kinder Mitte, dass Maria eine Bitte nicht erhört, ist unerhört, unerhört in Ewigkeit“. Ihre Hilfe angesichts des streng richtenden Vätergottes wurde zur Notwendigkeit, auch wenn sie – dogmatisch gedacht – nur vermittelnde Instanz sein kann und nicht unabhängige Spenderin der erbetenen Gunst. Dass solche Gebete, Novenen und Wallfahrten immer noch praktiziert werden, selbst wenn der eigene Bildungsstand und Beruf mit Zweifel und rationalem Denken einhergehen, bringt ein diplomierter niederbayerischer Landwirt so zum Ausdruck: „Geb'n kannt's eps, nix g'nau woäß ma net, und schad'n tuat's nia!“ (Geben könnte es was, etwas Genaues weiß man nicht, und Schaden tut es nie).

Natürlich bekunden an Wallfahrtsorten eine Überfülle von Votivtafeln die Überzeugung: „Maria hat geholfen“. Das mag mit glücklichen Schicksalsverläufen zu tun haben, doch stehen ihnen die grausamen Erfahrungen gegenüber, die seit Jahrtausenden täglich neu erlitten werden. Wer dennoch von einem Eingreifen Gottes in Natur und Geschichte spricht, muss darüber nachdenken, welche Logik oder Willkür sich damit verbinden. Gäbe es tatsächlich einen Gott, der in die Geschichte eingreifen kann, so wäre die reale Weltsituation für diesen Gott dessen moralische Disqualifikation. Wenn schon menschliche Gerichte wegen unterlassener Hilfeleistung schuldig sprechen, um wieviel mehr wäre ein hilfsfähiger Gott wegen milliardenfach verweigerter Hilfe anzuklagen. Allein die Realität unseres irdischen Daseins widerlegt einen Gott-in-der-Höhe, der allmächtig, allwissend, allweise und gütig sein soll. Dieser Gott existiert nur in einer unmündigen Theologie, die weder aufrichtig nachdenkt noch aufrichtig spricht.

Dabei begegnet die Ablehnung des Bittgebets bereits seit siebenhundert Jahren im Denken von Mystikern. Meister Eckhart (um 1260-1328) begründete dies damit, dass zwischen Gott und dem *homo divinus* keine Ungleichheit bestehe. Er meinte, keine menschliche Seele sei ohne Gott, weil Gott und der Seelengrund eins sind. Dazu benutzte er die Metapher von der Geburt Gottes im Menschen. Wenn aber Gott in uns geboren ist, dann sind wir Gottes Sohn, und sind es ganz, denn die Gottheit zerlegt sich nicht in Teile. »Wo sie ist, ist sie ganz. Dies zu erfassen und in diesem Sinn sich als Sohn Gottes verstehen, das ist der wesentliche Trostgrund, den es auf Erden gibt« (Kurt Flasch).

Mit einer solchen Sicht, die das göttliche Leben auf irdische Menschen überträgt, ist Eckhart der üblichen Dogmatik um Äonen voraus. Sie hatte den Gott-in-der-Höhe bereits überwunden, noch bevor Aufklärung und moderne Gotteskrise entstanden, blieb aber dem kirchlichen Denken und Handeln fremd.

Sind demnach alle Bittgebete aus heutigen Gottesdiensten auszuschließen oder bleibt eine Form des Bittens jenseits theistischer Gottesbilder möglich, wenn wir nicht mehr mit Eingriffen eines Allmächtigen rechnen, sondern „das göttliche Rufen“ in der Tiefe des Lebens vernehmen? Die Gebete gefallen sich dann nicht mehr darin, einen Allmächtigen zu bestürmen, er möge uns erhören – und dies und jenes tun. Bitten und Fürbitten bestehen dann darin, uns mit Menschen und Gemeinschaften zu verbinden, deren Schicksal uns berührt. »Beten für« heisst dann: denken an – wünschen für – handeln mit ... Wir bringen Leid und Schrei der Welt zum Ausdruck. Wir flehen dann nicht um dies oder jenes, sondern wir »erhören« den Ruf, den wir in uns und in der Welt vernehmen: »Nicht Gott erhört uns – wir erhören Gott.«

Solche Entwicklungen lassen aufmerken und vor allem zwei Gesichtspunkte hervorheben: die fürsorgliche Verbindung mit anderen Menschen und Gemeinschaften, sowie die Momente des Schweigens, in denen sich Gedenken ereignet. Manchmal wird dabei der moderne Atheismus »heimgeführt«.

7. Und wie steht es um die Erlösung durch Jesus Christus?

Wenn wir dem Jesus von Nazaret und seiner Lehre folgen – was in der Glaubensgeschichte des Christentums eher peripher geblieben ist – rechtfertigt den Menschen weder die Tora, noch Beschneidung und Tempel, *auch nicht der Glaube*, die Sakramente, die Fürsprache der Kirche, Ablass und fromme Werke, sondern allein ein aufrechtes Gewissen und solidarische Menschlichkeit. So heißt es Mt 25,34-36:

Kommt her, die ihr von meinem Vater gesegnet seid, nehmt das Reich in Besitz, das seit der Erschaffung der Welt für euch bestimmt ist. Denn ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen; ich war nackt und ihr habt mir Kleidung gegeben; ich war krank und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis und ihr seid zu mir gekommen.

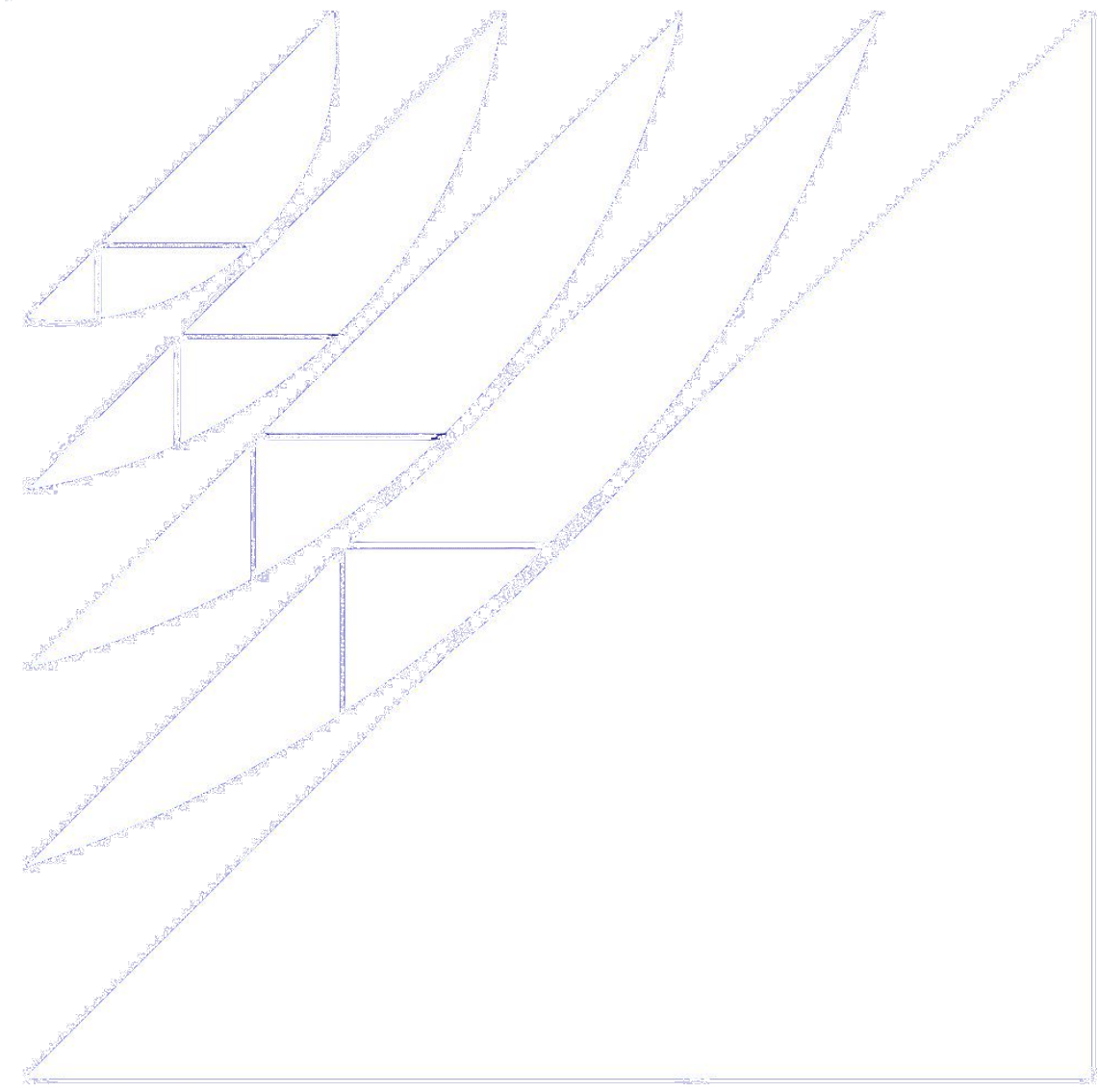
Aber daneben sind auch die Worte aus Kapitel 125 des Totenbuchs der Ägypter zu bedenken:

Ich habe Gott gegeben, was er liebt. Ich habe den Hungernden gespeist, den Durstigen Wasser gegeben. Ich habe den Nackten gekleidet und dem ein Boot gegeben, der keines hatte.

Diese Verse gehen den Worten Jesu um etwa tausendfünfhundert Jahre voraus. Sie belegen die Allgemeinheit eines humanen Denkens, das weder eine jüdische noch eine christliche Erfindung ist. Es entwickelt sich bereits im ältesten literarischen Dokument der Menschheit, dem Gilgamesch-Epos, in dem der Held lernt, ein guter König zu sein und die Menschen zu einer heilbringenden Gemeinschaft zusammenzuführen, aber hat in der Bibel beider Testamente immer noch Probleme, sich ohne inhumane Rückfälle durchzusetzen.

Die christliche Theologie ist der Ansicht, die Erlösung des Menschen verdanke sich einmaligen historischen Ereignissen, dem Kreuzestod Jesu und seiner weniger historischen „Auferstehung“. Wenn wir jedoch bedenken, dass Gott Logos ist, was Allgemeingültigkeit einschließt, wie kann dann von einem versteckten historischen Vorgang vor knapp zweitausend Jahren das Schicksal der gesamten Menschheit abhängig sein? Dem widersprechen zunächst die verzerrten zeitlichen Dimensionen. Der Homo sapiens mag die Erde seit etwa 160.000 Jahren bevölkern, ist allerdings in Afrika seit rund 300.000 Jahren fossil belegt. Frühere Menschenarten gehen bis zu drei Millionen Jahren voraus. Da nimmt sich das Erlösungsgeschehen „in Christus“ vor knapp zweitausend Jahren doch recht verspätet aus und lässt jede Plausibilität vermessen. Kommt hinzu, dass von den heute lebenden Menschen allenfalls zwei Milliarden Christen sind, ohne dass die meisten „Gläubigen“ wüssten, worin sie gläubig sind, gewinnt diese Konstruktion zusätzliche Schiefelage. Schiefelage verrät auch der Kummer Franz Xavers, der nach Hause schrieb, als sein treuer indischer Reisebegleiter starb: »Ich kann ihm nicht mehr all das Gute vergelten, das er mir getan hat, ich kann nicht einmal für ihn beten, denn er ist ja jetzt in der Hölle.« Auch wenn die jüngere Theologiegeschichte in dieser Hinsicht nachgebessert hat, bleibt unverstänlich, dass die verlorene Menschheit durch ein vereinzelt historisches Ereignis „erlöst“ wurde, wenn doch die Existenz der Menschheit selbst ein ontologisches Band ist, das „Schöpfer“ und „Schöpfung“ verbindet. Heutige

Wissenschaft, die Leben und Geist als natürliche Erscheinungsformen der Materie ansieht, die der Struktur des Universums innewohnen, zwingt zu einer umfassenden Korrektur der Schöpfungslehre, von der her die Theologie sich neu verstehen lernen muss. Vito Mancuso resümiert diese Erkenntnis in dem klaren Satz: „Es kann keine Ausnahmen, keine unerhörten Ereignisse geben, wenn es um Gott geht. Nur das Allgemeingültige ist die Sprache Gottes.“ Darum denken Sie abschließend auch gründlich über einen weiteren Satz von Vito Mancuso nach: „Die Wahrheit ist, dass es kein göttliches Handeln außerhalb der Welt und ihrer Regeln gibt. Absolut nicht.“



Gesellschaft für eine Glaubensreform e.V.